

Betreffende so arm war, daß er keinen Sarg beschaffen konnte, kann man für das Begräbnis auch einen Sarg nach japanischer Sitte verwenden.“

Für die verstorbenen Mitglieder der Kongregation waren besondere regelmäßige Gebete vorgeschrieben. „Zu Anfang jeden Monats wird eine Messe für die Lebenden und Verstorbenen der Oya-gumi, danach vor der mit brennenden Kerzen und Kreuz geschmückten Tumba, die bereits während der Messe dastand, die Absolution für die Toten gesungen.“

„Die Mitglieder der Oya-gumi sollen jeden Monat einen ganzen Rosenkranz von drei Geheimnissen für die Verstorbenen der Kumi aufopfern. Wenn ein Mitglied der Oya-gumi stirbt, sollen die Mitglieder der gleichen Oya-gumi je einen Rosenkranz beten, die Mitglieder der gleichen Sektion (Ko-gumi) beim Leichenbegängnis zugegen sein. Wenn der Verstorbene ein Mitglied der Oya-gumi war, oder eine Frau war von denen, die für die Kumi arbeiten, sollen sie zwei Rosenkranz-Geheimnisse, d. h. zwei Drittel eines großen Rosenkranzes beten, für einen Verstorbenen der Oya-gumi drei Geheimnisse.“

Die obigen Ausführungen, die an Hand von verhältnismäßig geringem Material zusammengestellt wurden, mögen zeigen, wie sehr sowohl den Patres wie auch den Christen in der alten japanischen Jesuitenmission die Sorge für die Verstorbenen am Herzen gelegen hat, und in welchem Geiste sie diese Gesinnung ins Werk umgesetzt haben.

## 100 Jahre Heidenmission in Südafrika

Von Franz I. Hagel O. M. I., Kimberley

### Unter den Heiden

An das Werk der Glaubensverbreitung schrieb Bischof Allard: „Im Jahre 1854 habe ich zwei Patres, die kurz zuvor aus der Heimat gekommen waren, für die Heidenmission bestimmt. Sie mußten erst vier Monate englisch studieren, denn das ist für ihre Aufgabe unerlässlich. Dann gingen sie zu den Eingeborenen, um deren Sprache zu erlernen. Diese Aufgabe war wirklich nicht so einfach, denn es gab bis jetzt weder Wörterbücher noch Grammatiken. Zwar konnte man Eingeborene finden, die als Dolmetscher hätten dienen können, aber diese standen ganz unter dem Einfluß protestan-

tischer Missionen, die ihnen nicht erlaubten, auch uns Dienste zu tun. So hielten diese Herren den Schlüssel zu diesen Sprachen in den Händen. Unsere Missionare verloren aber den Mut nicht; mit der Hilfe von oben und durch beharrlichen Fleiß überwandten sie alle Schwierigkeiten und verstehen nun diese Sprachen so, daß sie Unterricht erteilen können.“<sup>1</sup> An Eugen v. Mazenod schrieb der Bischof am 27. Febr. 1855: „Gerade in diesem Augenblick gehen unsere Patres 100 Meilen weit, um die Heidenmission zu beginnen. Darum bitte ich mehr als je um Ihr Gebet. Sie können sich leicht vorstellen, wie schwer diese Aufgabe ist, wenn ich Ihnen sage, daß die Zahl der Heiden sich auf Millionen beläuft. Wenn sie gut disponiert wären, den Glauben anzunehmen, welch herrliche Zahl von Bekehrungen wäre zu erwarten! Aber da stehen viele Hindernisse entgegen. Protestantische Missionare haben das Land bereits nach allen Richtungen hin durchquert und viele Stationen angelegt. Dazu kommt, daß die Neger nach uralter Sitte mehrere Frauen heiraten, ein Brauch, der mehr in der Ehre und im Reichtum seine Wurzeln hat als in der Leidenschaft. Je mehr Frauen ein Mann hat, desto angesehenener, reicher und mächtiger ist er. Aus diesen Menschen Christen machen, heißt ihr ganzes wirtschaftliches Leben umstürzen. Die Bekehrung eines Negers erfordert eine besondere Gnade von oben, und das vor allem bei den Zulus.“<sup>2</sup>

Die erste Missionsstation unter den Heiden Südafrikas weihten die beiden Patres dem Erzengel Michael. Eine Kapelle wurde gebaut, die anfänglich gut besucht wurde. Nun aber brach wieder einmal eine Stammesfehde aus; die Patres mußten nach Pietermaritzburg flüchten. In den Missionsberichten ist keine nähere Angabe über diesen blutigen Zwist enthalten; es kann sich aber der Zeit nach um den Thronstreit der beiden Söhne des Zuluhäuptlings Mpanda, Umbuyazi und Cetewayo, handeln, die verschiedene Mütter hatten. Umbuyazi blieb tot auf dem Kampffeld, während sein Halbbruder Cetewayo als Sieger heimkehrte und später auch von der englischen Regierung als Häuptling anerkannt wurde. Nachdem wieder Ruhe und Ordnung hergestellt war, kehrten die beiden Patres auf ihre Mission zurück, verlegten sie aber auf einen Platz in der Nähe, der von der Regierung geschenkt worden war und auch unter deren Schutz stand. Es ist die heute noch bestehende Mission St. Michel bei Ixopo, die von den Patres von Mariannahill betreut wird.

<sup>1</sup> Annales de la Propagation de la Foi 1858, S. 30.

<sup>2</sup> Archiv der Oblaten Rom C/Allard.

Es würde zu weit führen, auf die Einzelheiten, auf die Entbehrungen und besonders auf die Enttäuschungen einzugehen. Die Erfolge mehrerer Jahre waren gleich null; ein paar in Todesgefahr getaufte Kinder, wobei die Missionare aber sehr vorsichtig zu Werke gehen mußten, war alles. Bischof von Mazenod, der von den Missionen in Kanda und Ceylon andere Erfolge erlebt hatte, glaubte einen Grund des Versagens in der Jugend der beiden Missionare zu finden und rief Bischof Allard, die Heidenmission selbst zu leiten. Der Bischof kam nach St. Michel und blieb fortan bis zu seiner Resignation unter den Negern.

Die Lage in St. Michel wurde nach einigen Jahren hoffnungslos. Daher beschloß der Bischof, es bei einem andern Stamm weiter südlich zu versuchen. Mit einem schwer beladenen Ochsenwagen zog der Bischof mit P. Gérard und einem Bruder über Berg und Tal in halsbrecherischer Fahrt drei Tagesreisen weiter nach Süden und wählte einen Platz, den sie „Notre Dame des sept Douleurs“ nannten. Sie bauten ein Priesterhaus und eine für die damaligen Verhältnisse große Kirche, die die Bewunderung der Zulus erweckte. Als das Gotteshaus fertig und schön geschmückt waren, besuchten sie alle Familien in weiter Runde und luden sie ein, zur Mission zu kommen. Die Männer kamen, die Frauen aber versteckten sie. Als aber die Neugierde gestillt war, blieben die Kirchgänger wieder aus. Auch diese Mission erwies sich als aussichtslos und wurde 1861, nach einjähriger Tätigkeit, wieder aufgegeben.

Das völlige Versagen auf beiden Stationen machte aber den Bischof und seine Mitarbeiter nicht mutlos; sie handelten vielmehr nach dem Worte Christi: „Wo man nicht auf euch hört, da gehet weg von dort und schüttelt den Staub von euren Füßen zum Zeugnis wider sie“ (Marc. 6, 11). Warum sollten auch die Missionare ihre Hoffnung nur auf die Zulus setzen, deren kriegerischer Mut damals noch nicht gebrochen war. Das Vikariat war doch so groß und hatte viele verschiedene Negervölker innerhalb seiner Grenzen. Daher griff der Bischof mit seinem unzertrennlichen Begleiter, P. Gérard, zum Wanderstab und besuchte zuerst einige Stämme weiter im Süden, aber ohne Resultat. Dann aber ging die Reis weiter ins Innere, nach dem Oranje-Freistaat und vor allem nach dem Basutoland, wo König Mosheshwe, kurz Moshesh genannt, sein Szepter über ein großes, schwarzes Volk führte, und von dem man gehört hatte, daß er dem Christentum sehr gewogen sei. Am 12. November 1861, mitten im heißen Sommer, machten sich die Wanderer um Christi willen auf den weiten, strapaziösen Weg. Zwei Pferde trugen die Missionare; zwei weitere das Gepäck. So gingen über die Drakensberge, Harrismith, Bloemfontein, Fauresmith nach dem Basutoland. Unterwegs besuchten sie die katholischen Farmer und gaben ihnen Gelegenheit, die religiösen Pflichten zu erfüllen, ja an Orten, wo mehrere Familien zusammenkamen, hielten sie eine Art Volksmission von 5 bis 10 Tagen, wobei die Kinder besonders berücksichtigt und unterrichtet wurden. „Mein Begleiter und ich predigten abwechselungsweise in englisch, wie es die Reihe traf“<sup>3</sup>.

Jetzt ging es erwartungsvoll nach dem Basutoland, jener Felsenburg Südafrikas, die man mit Recht und Unrecht die südafrikanische Schweiz nennt, und die bis heute eine gewisse Selbständigkeit bewahrt hat. Der schwarze König des Landes, Moshesh, war unstreitig der größte Herrscher schwarzer Rasse, den die Geschichte Südafrikas kennt. Er schuf aus zersprengten Volksresten der Tsdhakazeit ein neues Volk, die Basuto, und war sehr aufgeschlossen für die Bedürfnisse seiner Zeit. Er hatte selbst die evangelische Mission ins Land gerufen, und bezahlte für die ersten Missionare die Bogadi wie für eine Braut. „Moshesh sandte

<sup>3</sup> Archiv der Oblaten: Affaire Allard.

mir“, schrieb der evangelische Missionar Krotz, „200 Stück Vieh, damit ich ihm wenigstens einen Missionar schicke“<sup>4</sup>. 1833 kamen die ersten drei evangelischen Missionare ins Basutoland. „Wenn ich euere wandelnden Häuser sehe (Planwagen) und beobachte, wie ihr in ein Rohr (Gewehr) blaset und dann fällt in der Ferne ein Stück Wild tot zu Boden, dann weiß ich, daß ihr uns helfen könnt“, begrüßte Moshesh die Missionare.

Bei der ersten Begegnung des Bischofs Allard mit dem Basutokönig, sagte Moshesh: „Mein Land ist klein; ich habe bereits 15 evangelische Missionare.“ Es dauerte aber drei Tage, bis Moshesh zu einem Entschluß kam und der katholischen Mission in der Nähe seiner Felsenresidenz, des Felskegels Thaba Bosigo (Berg der Finsternis), einen Platz anwies von der Größe „soweit die Hühner laufen“. Bischof Allard nannte den Platz „Motsi wa Mma Jesu“, Dorf der Mutter Gottes. Die protestantischen Missionare, die bereits großen Einfluß gewonnen hatten und vor allem auf sozialem Gebiet große Fortschritte errungen hatten, nannten die neue Mission nur „ba Roma“, die Römlinge, und dieser Name ist, man möchte sagen, hängen geblieben. Es ist der heutige Bischofssitz Roma im Basutoland. Die neue Mission in Roma kämpfte in der ersten Zeit mit einer Armut und Dürftigkeit, die Mitleid erregt. Der Bischof schloß mit seinen Helfern auf dem blanken Boden, bis ihn der Rheumatismus plagte, daß er fast nicht mehr gehen konnte. Jetzt zimmerte P. Gérard eine Bettstelle zurecht.

Trotzdem König Moshesh von seinen Freunden, wie er die evangelischen Missionare nannte, sichtlich abbrückte und der katholischen Religion sich sehr geneigt zeigte, waren die ersten Erfolge nur sehr gering, ja der König selbst machte sich bisweilen zum Prediger. Da aber seine Redeweise sich allzusehr von der goldenen Beredsamkeit der Kirchenväter unterschied, wurde ihm dies „Diaconat“ wieder abgenommen.

Es stellte sich bald heraus, daß ohne gründliche, weibliche Erziehung keine glänzenden Fortschritte zu machen waren, deshalb entschloß sich Bischof Allard, Schwestern zu Hilfe zu rufen. Es war ein großes Wagnis, in dieser noch so unruhigen Zeit Ordensfrauen ins Innere des Landes kommen zu lassen, aber die Schwestern der heiligen Familie von Bordeaux entsprachen großmütig dem Ruf aus dem Heidenland. 1864 kamen die ersten sechs Schwestern nach Roma und wurden von Moshesh mit aufrichtiger Freude begrüßt. „Mit dem Kommen der Schwestern beginnt für mein Volk eine neue Zeit und für mich ein goldener Lebensabend“, so empfing er die Ordensfrauen auf seiner Burg. Kaum hatten sich aber die Schwestern häuslich eingerichtet und die ersten Schülerinnen um sich gesammelt, brach der Basutokrieg von 1865 aus, der sich drei Jahre hinzog. Hier empfingen sie mit P. Gérard buchstäblich die Feuertaufe, glücklicherweise aber ohne Verluste zu haben. Die Freistaatburen, unterstützt von den Transvaalern unter dem Kommando von Paul Krüger, hausten schrecklich unter dem schwarzen Volke. Die Belagerung des Thaba Bosigo artete in eine buchstäbliche Schlachtereier aus. Obwohl sich Moshesh tapfer wehrte, unterlag er mehr dem Hunger als dem Kampfe. Im Friedensvertrag von Aliwal verlor er das beste Land zwischen Thaba Nchu und dem Caledon Fluß. Obwohl die englische Regierung dem Präsidenten Brand von Oranje-Freistaat es zur Pflicht gemacht hatte, den Basuto Zeit zu lassen, ihre Ernte einzubringen und ihre bewegliche Habe in die Berge zu schaffen, wurden sie Hals über Kopf über den Caledon gejagt.

<sup>4</sup> The Basutos, the Mounteneers and their Country by Sir G. Lagden, Bd. 1, S. 420, London 1902.

„Mr. Orpen sah die Sandbänke des Caledon überflutet von schwarzen Menschen, die ihre Ziegen und Schafe über den Fluß bringen wollten. Viele hatten die Ernte und ihr ganzes Besitztum im Stich lassen müssen. Schwarze Frauen gebaren ihre Kinder hinter Felsen versteckt unter Regen und Hagel. Tausende von Frauen und Kindern irrten obdachlos und nahrungslos in den schneebedeckten Bergen umher“<sup>5</sup>.

In dieser Lage entrang sich einem Unterhüptling der Ausruf: „Ich hätte nicht gedacht, daß der weiße Mann so grausam sein könnte!“ Es entstand eine solche Hungersnot im Lande, daß die Mission Lebensmittel kaufen mußte, um wenigstens der größten Not zu steuern. Diese großzügige Geste des Bischofs erschloß die Herzen der Basuto. Die Bekehrungen mehrten sich in langsam steigendem Tempo. Roma ist zum Mittelpunkt eines katholischen Negervolkes geworden, das in vorbildlicher Weise an seinen katholischen Missionaren hängt. Im geräumigen Kloster der Schwestern zu Roma sieht man heute fast nur noch schwarze Schwestern. Ein paar Zahlen über den Fortschritt der Heidenmission im Basutoland:<sup>6</sup>

1891	5 Stationen mit rund	3 000 katholischen Christen
1914	9 „ „ „	13 000 „ „
1925	4 Distrikte „ „	41 000 „ „
1950	11 „ „ „	182 149 „ „

### *Die zweite Heidenmission*

Die zweite Heidenmission Südafrikas entstand im Kapland. Wie das Vikariat Port Elizabeth dem Vikariate Natal Pate gestanden hatte, so hob nun auch Kapstadt die Praefektur Centralkapland aus der Taufe.

Bischof Crimley von Kapstadt (1861—1871) hatte für sein großes Gebiet nur 6 Priester, die ganz in der schwierigen Seelsorge für die weißen Katholiken aufgingen. Mit Schmerz sah er auf die vielen Neger und Mischlinge, die ganz den evangelischen Missionen anheimzufallen schienen. Er klagte seine Not dem Kardinalpraefekten der Propaganda in Rom, worauf ihn Kardinal Barnabo mit P. Planque, dem ersten Generalsuperior des Missionsseminars in Lyon, in Verbindung brachte. P. Planque zeigte anfänglich wenig Neigung, eine Heidenmission in Südafrika zu übernehmen, da er seine verfügbaren Kräfte für die Sklavenküste notwendig brauchte. Dann aber hatte ihn ein Bericht des Bischofs Devereux etwas bedenklich gestimmt. Der hochwürdigste Herr hatte nämlich in einem Berichte den Gedanken etwas stark betont, daß die Missionare für Südafrika Holländer oder Flamen sein sollten wegen der Bekehrung der Buren. Damals war in Südafrika holländisch noch die

<sup>5</sup> The Mabilles of Basutoland S. 142.

<sup>6</sup> Etat Général du Personnel de la Congrégation des Missionnaires Oblats de Marie Immaculée Nr. 3 u. ff.

offizielle Sprache in Verwaltung und in der Kirche, obwohl der heutige Dialekt allgemein vom Volke gesprochen wurde. Es gab noch keine Literatur in „afrikaans“. Der Bischof schrieb: Gewaltige Vorurteile blenden unsere südafrikanischen Mitbürger. Warum? Vielleicht, weil sie nie einen katholischen Priester kennenlernten. Die katholischen Priester, die bis jetzt ins Land kamen, waren Engländer, Irländer und Franzosen, die nie in den Geist der Burensprache eindringen werden. Der arme, unwissende und verachtete Bur bildet sich häufig ein, er müsse auch seinem Volkstum entsagen, wenn er den katholischen Glauben annähme. Man bringe ihm einen Missionar, der mit ihm fraternisiert, ihm in vertrauter Aussprache seine Irrtümer darlegt, dann werden sofort seine Vorurteile verschwinden; er wird sich geneigt zeigen, sich der Kirche anzuschließen.“<sup>7</sup> Diese Ansicht wurde auch später öfters von Missionaren des Landes und Missionstheoretikern vertreten, stellte sich aber als eine Täuschung heraus. Unsere belgischen und holländischen Patres, die im Lande arbeiteten, haben das reichlich erfahren. Beim Buren ist Religion und Volkstum ebenso innig verbunden wie beim Islam, weshalb beide sehr schwer für die Kirche zu gewinnen sind.

Bischof Crimley hinterließ seine Sorge seinem Nachfolger, John Leonrod (1872—1908), der den Plan tatkräftig weiterführte und auch erreichte, daß 1872 die Präfektur Centralkapland errichtet wurde. Auch P. Plamque war jetzt zur Übernahme des neuen Sprengels bereit, ja er selbst kam mit seinen Mitarbeitern 1874 nach Südafrika und leitete die neue Heidenmission. Mittelpunkt derselben wurde meines Wissens Oudtshoorn. Von hier aus schrieb er: „Der Obere braucht fast ein ganzes Jahr, wenn er alle Stationen besuchen will.“ Warum die Lyoner in Südafrika nicht warm wurden und nach kurzer Tätigkeit die Präfektur der Kirche wieder zurückgaben, ist nicht bekannt; der Grund dürfte in Personal-mangel zu suchen sein. 1882 übertrug die Propaganda den Norden von Centralkapland den Oblaten des heiligen Franz von Sales und erhob zwei Jahre später diesen Teil zur Präfektur Namaland, deren Name 1898 in Oranje Fluß umgeändert wurde. Die bodenständige Bevölkerung dieses meist wüstenartigen Landes wurde auf 22 000—25 000 Buschmänner und Hottentotten geschätzt. Der Bahnbrecher dieser Mission wurde unter unbeschreiblichen Opfern und Entbehrungen P. Simon O.S.F.S., der auch 1898 der erste apostolische Vikar des Landes wurde. Bischof Simon schlug seinen Sitz in Pella auf, einer früheren evangelischen Mission, auf der der bekannte Missionar Moffat von der Londoner Mission und sein Schwiegersohn Livingstone, der berühmte Forscher, vorübergehend gewirkt hatte. Eine harte Trockenheit und dann die Kämpfe zwischen Buren und Eingeborenen, bei denen auch ein Sohn eines Missionars ermordet worden war, hatte die Protestanten zur Aufgabe des Platzes veranlaßt, obwohl 58 000 Morgen Sandwüste, die die Regierung geschenkt hatte, dazu gehörten.

Die Missionare vom Oranje Fluß Vikariat drangen auch über den Oranje hinüber, nach Großnamaland im heutigen Süd-West-

<sup>7</sup> Vgl. *Un Ami des Noirs* Augustin Planque par René Guilcher, Lyon 1928.

Afrika. Der südliche Teil der ehemaligen deutschen Kolonie wurde 1909 selbständig und besteht heute als Vikariat Keetmanshoop. 1940 wurde die Bezeichnung Vikariat Oranje Fluß in Vikariat Keimoes umgeändert.

Mit Bischof Simon war ein Missionar auf dem Boden Süd-Afrikas erschienen, der der Gnade des Glaubens durch heroisches Aushalten und Opfern eine Bahn bereitet hat. Was er in seiner fünfzigjährigen Tätigkeit ertragen hat, grenzt ans Unglaubliche.

In das Jahr 1882 fiel auch ein für die Heidenmission überaus wichtiges Ereignis: die Gründung von Mariannahill.

Nach einem vergeblichen Versuch in Dunbrody (Kapland) landete die Mönchsschar des Abtes Franz Pfanner in Natal und schlug in den grünen Hügeln bei Pinetown ihre Zelte auf. Hier entstand ein Zentrum der Heidenmission, das kein Gegenstück südlich des Zambesi aufzuweisen hat, auch nicht bei den evangelischen Missionen. Der überaus praktische und weitsichtige Vorarlberger, Abt Franz, verband Kultivierung und Missionierung in einer bis dahin unbekanntem Weise, ja, man wäre versucht zu sagen, er begann nicht mit der Bibel und Predigt, sondern mit Spaten und Hacke, und das mit einer Stoßkraft, wie wir sie nicht wieder erlebt haben im großen Land Süd-Afrikas. Er kam nicht, wie bisher, mit ein paar Priestern und dem einen oder andern Laienbruder, sondern mit 22 Chormönchen und 78 Brüdern. Als aber im Laufe der Jahre weitab von der Abtei immer mehr herrliche Missionen entstanden, ergab sich unzweideutig, daß beschauliches und aktives Leben, intensive Missionsarbeit und Trappistenregel schwer zu vereinbaren waren, weshalb 1909 Mariannahill aus dem bisherigen Ordensverband losgelöst und in eine moderne Missionsgenossenschaft umgewandelt wurde. Zwar blieb Mariannahill zunächst noch unter der Jurisdiktion des Apostolischen Vikars von Natal, wurde aber dann 1921 zu einem selbständigen Sprengel erhoben, von dem heute bereits wieder die beiden Vikariate Kokstad und Umtata abgetrennt wurden. Mit 115 636 Neger-Christen steht Mariannahill direkt hinter dem Basutoland. Der unvergeßliche Abt Franz ist einer der größten Wohltäter des Zuluvolkes.

Die bis jetzt geschilderte Missionstätigkeit in Süd-Afrika darf man mit Recht „Saatzeit“ nennen und zwar harte Saatzeit, in der es galt, Brachland umzureißen, in das noch kein Samenkorn des katholischen Glaubens gefallen war. Man mußte es einer steinigen, unbekanntem Erde anvertrauen und mit Geduld versuchen, es zum Wachstum zu bringen. Dabei konnte man sich nicht auf frühere

Erfahrungen stützen; sie mußten erst gesammelt werden. Ein gewisses Tasten und zögerndes Vorfühlen, auch Fehlgriffe und Lehrgeldzahlen war in solchen Zeiten unvermeidlich. Dann aber waren, abgesehen von Mariannahill, die Mittel und Kräfte der Mission so ungenügend, daß lange Zeit keine großen Fortschritte erwartet werden konnten. Und dennoch, die hochherzige Arbeit und restlose Hingabe dieser Glaubenspioniere an ihre heilige Aufgabe haben ein Fundament gelegt, auf dem spätere Missionsgenerationen gestrost weiterbauen konnten. Heute noch sagen die katholischen Basuto: „Unsere ersten Missionare waren Heilige.“ Wer würde heute noch ertragen können, was ein Bischof Allard, ein Bischof Simon selbstverständlich auf sich nahmen?

### *Die neue Zeit*

Süd-Afrika war bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein armes, unbedeutendes Farmerland gewesen, dessen schwarze Bevölkerung beraubt, entrechtet und unterdrückt war. Die Farmer selbst verschanzten sich gegen jeden Fortschritt hinter ihrer patriarchalischen Lebensweise und in der Einsamkeit ihrer riesig großen Farmen. Nach alter Auffassung der Buren mußte jede Farm von der anderen so weit entfernt sein, daß man den Rauch vom Nachbar nicht mehr sehen konnte. 1867 aber erhob sich der „Stern von Süd-Afrika“ und zog leuchtend seine Bahn wie ein Meteor. Es war ein kostbarer Edelstein, ein Diamant, der heute unter dem Namen „Dedlay“ bekannt ist. Zuerst im Ufersand des Vaal, dann aber in den Kraterpfeifen im Buschfeld, wo heute die Stadt Kimberley steht, wurden so viele Diamanten gefunden, daß Süd-Afrika den Welthandel in diesen kostbaren Steinen an sich riß. Colconda in Indien und Bahia in Brasilien mußten den Vorrang im Diamantehandel Kimberley überlassen.

Zu den Diamanten kam 1870 das Gold Transvaals, und wiederum in ungeahntem Reichtum. „Über 40 % des gesamten seit dem Mittelalter in der Welt überhaupt gewonnenen Goldes ist allein in den letzten 50 Jahren den Goldminen rund um Johannesburg abgerungen worden“<sup>8</sup>. Die Goldausbeute stieg von Jahr zu Jahr und betrug 1946 nicht weniger als 12 275 000 Unzen (fine ounces) Gold<sup>9</sup>. Reichtümer in astronomischen Zahlen wurden aus den Diamanten- und Goldminen gehoben. Diamanten und Gold lockten Menschen ins Land, die rasch reich werden wollten und an ihr Glück glaubten. Die bestehenden Orte vergrößerten sich in amerikanischem Tempo; neue entstanden. Die Zahl der weißen Katholiken vervielfältigte sich. Am Rande der alten und neuen Städte entstanden Neger-

<sup>8</sup> W. Pahl, *Wetterzonen der Weltpolitik*, Berlin 1937, S. 177.

<sup>9</sup> *Year Book and Guide*, 1948, S. 387.

siedlungen, die Tausende von Krausköpfen zählten. Die katholische Mission stand vor einer Riesenaufgabe.

Bischof Allard, der bereits in hohen Jahren stand und durch einen Sturz vom Pferde schwer gelitten hatte, resignierte 1873 und überließ die neue Zeit seinem Nachfolger, dem Bischof Jolivet O.M.I. von Natal, in dessen Vikariat sowohl die Diamanten- als auch die Goldfelder lagen. Der neue Bischof griff tatkräftig zu. Zuerst baute er die vorhandenen Missionen so aus, daß sie auf Jahrzehnte ihren Anforderungen genügen konnten. Dann galt es in den erstehenden Orten und Städten wie Johannesburg, Barberton, Lydenburg, Kimberley und vielen andern die Seelsorge für die weißen Katholiken zu organisieren, Kirchen und Schulen zu bauen und anders mehr.

Da das bisherige Vikariat so groß war, daß es einem Bischof unmöglich war, herumzukommen, so veranlaßte Bischof Jolivet 1886 die Teilung seines Riesensprengels. Es wurden abgetrennt das Vikariat Oranje-Freistaat, das heutige Kimberley und die Präfektur Transvaal, die 1904 zum Vikariat erhoben wurde. Abgesehen vom Basutoland war in den neuen Sprengeln Heidenmission ein Ding der Unmöglichkeit, denn in beiden hieß es: maxime autem domesticos fidei. Mit welch bescheidenen Mitteln und Personal diese Aufgaben gelöst werden mußte, zeigt folgende Statistik. 1895 betrug die Zahl der Priester:

in Natal	17 auf 9 Stationen
in Kimberley	14 auf 5 Stationen
in Transvaal	10 auf 5 Stationen <sup>10</sup> .

Weitere kirchliche Aufteilung konnte nicht unterbleiben. 1892 wurde zunächst der nördliche Teil von Südwest von Cimbebasien, das Angola und Westafrika bis zum Oranje umfaßte, abgetrennt und als Präfektur Niedercimbebasien den deutschen Oblaten übergeben. Erst nach langen Verhandlungen mit der kaiserlichen Regierung konnten die ersten Missionare 1896 den Boden Südafrikas betreten. Hier aber fanden sie so viele Hemmungen und kaiserliche Verordnungen, daß bis nach dem Hererokrieg 1904—1906 Heidenmission fast unmöglich war. 1926 wurde diese Präfektur zum Vikariat Windhoek erhoben.

1895 unternahm P. Porte O.M.I. von Kimberley aus eine Erkundungsfahrt in das Land der zahlreichen Betschuanenstämme. Die weite und beschwerliche Reise blieb im Norden, wo die meisten Betschuanen leben und unter der Krone Englands stehen, ganz erfolglos. „Bekehre zuerst die Königin von England, die mein Land gestohlen hat, dann magst Du auch uns bekehren“, lautete der Bescheid des Häuptlings von Gaberones. Enttäuscht kam P. Porte wieder nach Mafeking zurück, wo ihm der Blitz 14 Ochsen seines Gespannes erschlug. Erst kurz vor Kimberley fand er bei den Batlapin in Taungs eine Missionsmöglichkeit, obwohl dort schon seit drei Jahrzehnten die Londoner Mission Fuß gefaßt hatte. Nach dem Grundsatz vom glühenden Eisen begann P. Porte noch im selben Jahre in Taungs und verwandelte ein Gasthaus in ein Gotteshaus. Taungs ist heute eine blühende Mission mit einem Kranz von Außenposten bis weit in die Kalahari hinein. Von den 25 000 Batlapin gehören heute über 4000 der Kirche an; rund 1000 Katechumenen bereiten sich auf die heilige Taufe vor.

1910 entstand im Norden Transvaals die Benediktinerabtei der belgischen Benediktiner als Abtei Nullius.

1913 wurde auch Swaziland von Natal losgelöst und als Präfektur den Serviten übergeben; seit 1939 ist es Vikariat. Dann kamen die schlagenden Wetter des Ersten Weltkrieges; deutsche Missionare wanderten in Zivilgefangenenlager

<sup>10</sup> Personnel der Oblaten Nr. 5.

## 230 Jahre Aschendorff

### Werden und Wirken eines Buchverlages und seiner Druckerei

*Eine der ältesten und angesehensten Firmen der Stadt Münster, die Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei, legt soeben eine vornehm gestaltete kleine Schrift vor, die über Geschichte und Gesicht des Hauses Auskunft gibt.*

Vor rund 230 Jahren hatte der im Jahre 1675 in Münster geborene Wilm Aschendorff in der Martini-Layschaft einen Buchladen, den nach seinem 1729 erfolgten Tode erst seine Witwe und dann sein Sohn Wilhelm leitete. Neben dem Verkauf von Büchern, insbesondere Schulbüchern, Schreibwaren usw. läßt sich bereits seit dem Jahre 1720 eine verlegerische Tätigkeit nachweisen. Das Jahr 1720 wird dadurch zum vermutlichen Gründungsjahr des Verlages.

Der Sohn Wilhelm Aschendorff, der gelernter Buchbinder war, das Amt eines Vorstehers seiner Zunft bekleidete und den Titel eines Fürstbischöflichen Hofbuchbinders erhielt, brachte es bereits zu einem gewissen Wohlstand. Den Grund zu dem späteren umfassenden Ausbau des Geschäftes jedoch legte der Enkel Anton Wilhelm, den eigene Begabung und gründliche Ausbildung hierzu befähigten. Am 13. September 1762 erhielt er die Genehmigung „zur Anlegung einer Buchdruckerei“, durch die er zum Gründer der Aschendorffschen Buchdruckerei wurde. Daran, daß der Name des Verlages einen guten Klang gewann, hatten die Schriften des bekannten Pädagogen und geistlichen Führers des Gallitzinkreises Bernhard Overberg, die bei Aschendorff erschienen, einen nicht unbedeutenden Anteil. Für die innere Entwicklung des Hauses von weittragender Bedeutung war die im Jahre 1797 erfolgte Begründung einer Betriebskrankenkasse. Es war dies eine für jene Zeit ungewöhnliche Tat, die gleicherweise für die soziale Gesinnung und für den allgemeinen Weitblick des In-

habers Zeugnis ablegte. Das bahnbrechende Beispiel ist dem Betrieb bis heute ein kennzeichnendes und verpflichtendes Erbe geblieben.

Anton Wilhelm starb 1804 ohne männlichen Nachkommen. So fiel seinem Enkel, Johann Hermann Hü f f e r, dem ältesten Sohn seiner einzigen Tochter, die mit dem fürstlich-münsterischen Rat und Professor des Natur- und Völkerrechts, Lic. iur. utr. Christoph Aloys Hü f f e r, vermählt war, die Aufgabe zu, das Geschäft weiterzuführen. Johann Hermann brachte hierfür schon von Natur aus eine ganz besondere Eignung mit, die durch eine sorgfältige Fachausbildung in Augsburg und Leipzig ergänzt wurde. Sein von Glaube und Wissenschaft getragener Geist fand ein natürliches Spiegelbild in der durch ihn entwickelten verlegerischen Eigenart des Hauses. Seit damals bilden Lehr- und Lernbücher aus Religion, Wissenschaft und Kunst gleichsam die Fundamente, auf denen sich der weitgestreckte und vielschichtige Bau des Verlages erhebt.

Das erfolgreiche Wirken dieses bedeutenden Mannes blieb nicht auf das eigene Unternehmen beschränkt. Hü f f e r war Abgeordneter der ersten Landtage der Provinz Westfalen. Er lenkte von 1842 bis 1848 als Oberbürgermeister die Geschicke der Stadt Münster, wurde Geheimer Regierungsrat und gehörte der preußischen konstituierenden Nationalversammlung an. Bei dieser Überlastung mit öffentlichen Aufgaben nimmt es nicht Wunder, daß er sich veranlaßt sah, die Führung des Geschäftes mehr und mehr seinem 1813 geborenen Sohne Eduard zu überlassen. Diesem sollte es beschieden sein, den späteren weltweiten Ruf der Firma in glanzvollem Aufschwung zu begründen. Wie sein Vater brachte er hierfür eine ungewöhnliche Befähigung mit, und mehr noch als dieser erhielt er Gelegenheit, sich in gleich gründlicher Weise auf seinen Beruf vorzubereiten. In der Produktion des Verlages behaupteten weiterhin Bücher und Zeitschriften theologischen Inhalts einen bevorzugten Rang. Andererseits nahm auch die Zahl der Veröffentlichungen aus den verschiedenen anderen wissenschaftlichen Gebieten, namentlich der Geschichte und Naturwissenschaft, ständig zu. Mehr und mehr fanden die wissenschaftlichen Veröffentlichungen des Hauses auch im Ausland und in Übersee Beachtung. Man braucht dabei nur an die inzwischen auf 36 Bände angewachsenen, von Clemens B a e u m k e r begründeten „Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters“ zu erinnern.

die eine Sammlung von Weltruf darstellen. Nach Eduard Hüffers Tod übernahmen seine Söhne Friedrich und Anton das Unternehmen. Während jener bereits 1925 als Kommerzienrat starb, nimmt dieser noch heute als allverehrter Seniorchef regen und klarblickenden Anteil an den Geschäften. Durch weiteren, vielseitigen Ausbau des Verlages und der Druckerei verstanden es die beiden Brüder, denen die Söhne Dr. Eduard Hüffer und Friedrich Leopold Hüffer in der Geschäftsleitung folgten, den ehrenvollen Platz, den die Firma Aschendorff inzwischen im deutschen Verlagswesen eingenommen hatte, zu behaupten und weiter auszubauen. In den Jahren 1913—1915 erstand das große Verlagsgebäude in der Gallitzinstraße, das sowohl durch Gestaltung und räumliche Ausdehnung wie auch durch Ausstattung mit den modernsten technischen Einrichtungen das Muster eines industriellen Unternehmens seiner Art wurde. Die wirtschaftlich verhältnismäßig günstige zweite Hälfte der 20er Jahre war auch für das Haus Aschendorff besonders erfolgreich. Die Zahl der jährlichen Veröffentlichungen steigerte sich auf ungefähr zweihundert, womit der Verlag dem äußeren Umfange seiner Produktion nach an die siebente Stelle der deutschen Großverlage rückte.

Schwere Rückschläge brachten dann die Jahre des nationalsozialistischen Terrors und des Zweiten Weltkriegs. Bei dem unerbittlichen Kampf, den der Nationalsozialismus gegen jeden christlichen Geist in der Schule führte, war es klar, daß Aschendorff als einer der größten christlichen Schulbuchverlage schon bald in Mitleidenschaft gezogen wurde. So kam zunächst die Schulbuchproduktion, mehr und mehr auch die gesamte übrige verlegerische Arbeit zum Erliegen. Was Staat und Partei begonnen hatten, vollendeten die Bomben des Krieges, die das Betriebsgebäude zur Ruine machten.

In zwei notdürftig hergerichteten Räumen, den einzigen, die hierfür überhaupt noch geeignet waren, mußte 1945 von neuem begonnen werden. Anfang 1946 war dann mit Erteilung der Lizenz zur Wiederaufnahme der Verlagstätigkeit die Grundlage für den Neuaufbau gegeben. In der Folge ging es namentlich mit dem Schulbuchverlag, für den ein großes Bedürfnis bestand, schnell aufwärts. Aber auch die übrige Produktion entwickelte sich achtungsgebietend auf den alten Grundlagen: Religion, Wissenschaft und Heimatbewegung. In den seither verstrichenen vier Jahren konnten bereits mehr als 250 selbständige Ver-

öffentlichungen ihren Weg aus dem Haus an der Gallitzinstraße in die deutschen Länder und allmählich auch wieder ins Ausland antreten. Der Wiederaufbau des Verlagshauses machte seit der Währungsreform gute Fortschritte und kann heute, bis auf eine große, noch zu schließende Baulücke, als im wesentlichen abgeschlossen angesehen werden.

Besonderer Erwähnung bedarf noch die führende Bedeutung Aschendorffs auf dem Gebiete des münsterischen Zeitungswesens. Der ersten, von ihm seit den 1730er Jahren herausgegebenen Zeitung, den sog. „Münsterischen Staatsrelationen“, folgte von 1762 bis 1849 das „Münstersche Intelligenz-Blatt“. 1852 wurde der „Münsterische Anzeiger“ begründet, den der Verlag Anfang 1937 zwangsweise an die Partei abgeben mußte, nachdem die eigene Herausgabe dieses Blattes für ihn infolge der Unterdrückung aller geistigen Freiheit durch den antichristlichen Staat ohnehin moralisch untragbar geworden war. Seit dem Sommer 1946 erschien dann in Münster die Zeitung „Westfälische Nachrichten“, die durch ihre Herausgeber in engster Verbindung zum Verlag Aschendorff steht und seit 1949 auch wieder in der Aschendorffschen Buchdruckerei hergestellt wird. Dieses Blatt hat für seine münsterische Ausgabe inzwischen den Untertitel „Münsterischer Anzeiger“ wiederaufgenommen und die Tradition dieser alten angesehenen Zeitung damit lebendig in die Gegenwart überführt.

So ist, wie einst der Aufbau des Verlages aus kleinen Anfängen, auch sein Wiederaufbau von Segen begleitet gewesen. Das berechtigt trotz aller Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage zu der Hoffnung, es werde sich auch in Zukunft das alte Verlagssignet AWA in seiner bislang bewiesenen Bedeutung bestätigen als ein hoffnungsfrohes

ALLZEIT WEITER AUFWARTS



und konnten erst nach Beendigung der blutigen Auseinandersetzung auf ihre Missionen zurückkehren. Das Missionswerk war damit behindert, aber nicht zum Stillstand verurteilt. Der Friede von Versailles war für die meisten deutschen Missionsgesellschaften ein furchtbarer Schlag. In ganz Afrika wurden sie aus ihren blühenden Missionen verbannt und in die Heimat abgeschoben.

Von größter Wichtigkeit wurde 1922 die Errichtung einer Apostolischen Delegatur für Süd-Afrika, womit für die gewaltig großen Lande eine einheitliche Zentrale geschaffen wurde. War auch diese Behörde ohne Verbindung mit der Landesregierung errichtet worden, so konnte doch der erste Apostolische Delegat, Erzbischof B. Gijlswijk O. P., die in der Union herrschende Freiheit benutzen und eine Reihe neuer kirchlicher Gebiete errichten, zumal jetzt Missionskräfte in reicher Zahl zur Verfügung standen. Die deutschen Missionsgesellschaften bekamen neue Tätigkeitsfelder. In raschem Tempo erfolgte die Gründung neuer kirchlicher Sprengel.

- 1923 entstand das Vikariat Kroonstad und wurde der Genossenschaft der Väter vom Heiligen Geist übertragen.
- 1923 wurde die Präfektur Garip errichtet und den Priestern des Herzens Jesu übergeben; seit 1936 Apostolisches Vikariat Aliwal.
- 1923 wurde das Gebiet im Norden Transvaals zur Präfektur Lydenburg erhoben und den Söhnen des Herzens Jesu übertragen; seit 1936 Vikariat.
- 1929 wurde Queenstown Präfektur und den Palottinern übergeben; seit 1948 Vikariat.
- 1930 wurde Umtata (Transkei) von Mariannahill getrennt und als Präfektur von den Mariannahiller Patres betreut; seit 1936 Vikariat.
- 1935 wurde Kokstad eine eigene Präfektur und den bayerischen Franziskanern übergeben, die bereits vorher schon dort gearbeitet hatten. 1939 wurde der erste Name Mount Currie in das Apostolische Vikariat Kokstad umgewandelt.
- 1948 wurde der Westen Transvaals zum Vikariat Pretoria erhoben, das künftig von Weltgeistlichen betreut werden soll.
- 1949 erfolgte die Teilung des Vikariates Kroonstad, indem Bethlehem ein eigenes Vikariat wurde. Die Väter vom Heiligen Geist behielten Bethlehem, während holländische Dominikaner Kroonstad übernahmen.

Durch diese Aufteilung nahm die Heidenmission einen mächtigen Aufschwung, so daß heute alle diese kirchlichen Gebiete mehr schwarze oder farbige als weiße Christen haben. Die Glaubensernte war erfreulich. Neben den 99 212 weißen Christen zählt man heute

4 412 Indier  
63 201 Farbige oder Mischlinge und  
614 201 Negerchristen.

Jawohl, es ist wahr; die katholische Mission kam spät nach Südafrika, fast möchte man sagen zu spät, aber sie hat den Vorsprung

anderer Konfessionen reichlich aufgeholt. Als geschlossene Einheit dürfte sie an der Spitze aller Konfessionen stehen.

Es sei aber nicht vergessen zu betonen, daß diese herrlichen Erfolge unmöglich gewesen wären ohne die treue, opferfreudige und stille Tätigkeit unserer Schwestern und Brüder, deren Reihen notwendig der Verstärkung aus der Heimat bedürfen.

## Afrika verliert sein Gesicht

### Der Prozeß der Akkulturation

Von Dr. Paul Schebesta, Wien

*Vorbemerkung.* — Der folgende Bericht des bekannten Pygmäenforschers gibt dessen Eindrücke über die Entwicklung des dunklen Erdteils unter dem Einfluß moderner Zivilisation wieder. P. Schebesta hat seit 1912 viermal Afrika und zweimal Süd-Ost-Asien besucht und hatte so in den 12 Jahren Aufenthalt unter den Eingeborenen Asiens und Afrikas als Missionar und Kulturforscher Gelegenheit, den Akkulturationsprozeß zu beobachten. Die letzte Reise, die ihn zur Erforschung der Pygmäensprachen in die Ostprovinz in Belgisch-Kongo führte, brachte ihm den Zusammenbruch der einheimischen Kulturen Afrikas besonders zum Bewußtsein. Die von ihm gegebenen Streiflichter, die den zersetzenden Einfluß moderner Zivilisation auf die allerprimitivsten Waldneger beleuchten, lassen ahnen, wie weit die Zersetzung anderer, mehr „fortschrittlicher“ Gebiete, z. B. in Süd- und West-Afrika, gediehen ist.

Die Abhandlung will nicht eine Anklage gegen irgendeine Kolonial-Macht sein, sie erhebt allenfalls Anklage gegen unsere brutale Zivilisation als solche. Vor allem will sie die Methoden andeuten, die die Zivilisation anwendet, um ihr Ziel der Akkulturation zu erreichen, und was darunter letzten Endes zu verstehen ist.

Afrika im Kulturumbruch; dieser Eindruck drängte sich mir während meiner letzten Reise 1949/50 mächtig auf. Wenn ich meine Erfahrungen und Erlebnisse, die ich im Herzen Afrikas gewann, auf ganz Afrika übertrage, dann deswegen, weil schon seit jeher das Urwaldgebiet im Innersten des Erdteils zum rückständigsten und dunkelsten Afrikas gehörte. Wenn also schon dort solche Umwälzungen wahrzunehmen waren, wie dann erst im übrigen Kontinent? Am Ituri wohnen nämlich die primitivsten Völker, die schon immer sehr schwer zu erreichen waren. Den Umbruch im Kongo-urwald, die Zivilisationsdämmerung über dem Pygmäenland sollen die folgenden Ausführungen eines Missionarforschers beleuchten, der mit den Eingeborenen sympathisiert.

Ich gehe bei Beurteilung der sich überstürzenden Umwälzungen in Afrika nicht von irgendwelchen Phantastereien oder grotesken,